

HEINRICH ZILLICH

Siebenbürgische Bergfahrt

Wir fahren aus Kronstadt, der Bergfeste, die sich in einem Tal zusammendrängt mit alten Mauern bis an die Hänge, auf denen noch Türme stehen aus der Zeit, wo hier deutsches Recht galt. Langgestreckt und willkürlich gebaut, liegen daran die Vorstädte. Das Korn steht weithin, gelb und trocken. An manchen Stellen häufen sich schon die Garben. In grüner Frische liegt der Klee; in dunklem Blaugrün die Kartoffelfelder, und mit hohen Stauden raschelt der Kukuruz. Es ist früh am Tag. Auf den Bergen zur Linken sind alle Täler und hoch oben die Felsengröße sichtbar. Rechts, auf einer Weide, ziehen schwarze Wogen. Büffel, hinter denen zwei Hüterbuben gehen.

Dörfer nahen. Das erste ist rasch durchflogen, das zweite liegt am Hang eines großen Berges, der sich immer mehr in den Blick schiebt, immer größer wird, bis er plötzlich bei der Einfahrt in die Gemeinde verschwindet und wieder entfernt zu sein scheint. Es ist ein deutsches Dorf; breite Straßen trennen die Häuserreihen. Einige Bauern stehen davor, untätig in der Sonntagsfrühe. Die dunklen Kleider sind ordentlich, ernst und steif. Frauen sieht man wenige; sie tragen Bauerntracht. Die Häuser gleichen sich, zur Gasse führen zwei Fenster, darüber erhebt sich der Giebel, der manchmal abgewalmt ist: das siebenbürgische Bauernhaus, aus dem fränkischen entstanden, das in vielen Abwandlungen im ganzen Land vorherrscht. Die reichen Bauern allein stellen die Längsseite des Hauses zur Straße. Der Torbogen hebt sich hoch daneben empor, so hoch, daß der volle Kornwagen durchfahren kann.

Wir fahren, laut hupend, über

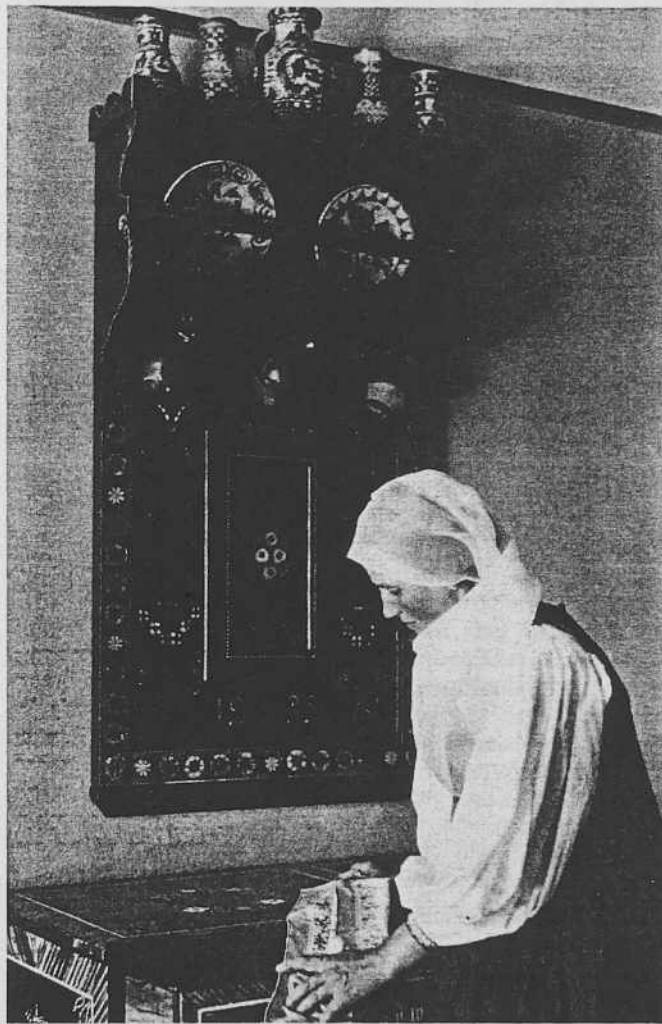
den Marktplatz des Dorfes an der alten Kirchenburg vorbei. Büffel sperren plötzlich die Straße. Wir schieben uns von hinten in die ziehende

dörfergespickt, saatüberströmt, an manchen Stellen durchzogen von grünen Schlangen, den Weidenbäumen der Flußufer. Und all

ren auch die staatliche Trennungslinie und der letzte Wall Westeuropas vor dem Osten. Die Posten des Walles waren Deutsche.

Wir aber steigen in den Wald hinein, sinken wieder daraus und gleiten über leichte Höhenzüge dem Westen zu, parallel der alten Grenze, die allmählich auf einen gewaltigen Gebirgskamm links von uns emporklettert. Sie läuft über die höchsten Zacken, die uns stundenlang grüßen. Wir fahren nun wieder durch eine Ebene, schmaler als die verlassene, ärmer an Frucht, aber durch die mächtige Höhenwand ungeheuer nach Süden abgeschlossen. Die Dörfer sind andere geworden, kleiner, niedriger, ungepflegter, gleichsam in den Landschaftschoß versinkend, in Bäumen und Gärten. Hier in der Fogarascher Gegend wohnen Rumänen. Ihre Landestracht: weiße Hosen, die in der Sonne glänzen, das Hemd fällt darüber und ist mit einem breiten Ledergurt an die Hüften geschnallt. Auf dem Kopf tragen sie einen runden kleinen Hut, die Burschen mit Blumen daran und mit Goldflitter in gavitätischer Würde der Bräutigam. Sie stehen herum, die Burschen, und schwatzen vor der Kirche, bis der Gottesdienst beginnt. Die hellen Hosen, die gleiche Tracht – all dies ist frisch und fröhlich.

Im nächsten Dorf sind sie schon in die Kirche getreten, aber von allen Seiten schreiten die Frauen heran, in weißen Röcken, auf die vorn und hinten eine buntgestickte Schürze fällt. Die Hemden über dem Oberleib sind bestickt mit uralten, tausendfach verschiedenen Mustern. Auch dieses Bild ist sonnenfroh. Weiß man dazu noch, daß die langen geschälten Tannenstangen, die in manchen Orten vor den Bauern-



Siebenbürger Volkskunst

Herde hinein, die träge Platz macht. Mitunter steht ein Tier quer vor dem Wagen, dreht uns langsam, unbeteiligt den schwarzen häßlichen Kopf mit den schwarzen Augen zu. Als wir endlich im Freien sind, jagt das Auto in leichter Steigung am Hang des Berges entlang. Links rauscht ein Eichenwald, rechts weitet sich immer mehr die freie Hochebene, das Burgenland, aus,

dies ausgebreitete Gedeihen ist in einem gewaltigen Kreis umfaßt, umblaut, behütet von Bergen, den Südkarpaten mit ihren Ausläufern, Wäldern und Felsen, und dazwischen die Saat. Dreißig Kilometer östlich oder südlich beginnt die Walachei, ein anderer Wind, eine andere Sonne und andere Menschen. Die Kultur- und Landschaftsgrenze war bis vor wenig Jah-

häusern stehen und hoch oben in der blauen Luft ein Kränzlein tragen, nichts anders bedeuten als einen Heiratsantrag, den der Bauer für seine Tochter an alle guten Burschen richtet, wird einem das Land seltsam und bunt. Dann denkt man daran, daß einige Meilen nach Norden, wo wieder Sachsen siedeln, Burgen stehen, befestigte Kirchen, daß dort, steif und der eigenen Vergangenheit bewußt, ein anderer Pulsschlag geht. Noch einige Meilen weiter wohnen Ungarn in wieder anderer Tracht, in eigenartigem Rhythmus – und doch ist dies alles ein Land. Alle Täler, die sich um das von Autostunde zu Autostunde verschiedene Volkstum schließen, werden umgrenzt von den Randbergen als ein Gebiet: Siebenbürgen, worin sich wie in einem Teppich tausend Farben ausleben und doch den Teppich knüpfen: Grenzland Westeuropas, das einen eigenwertigen Ausgleich schuf zwischen dem, was es von allen Windrichtungen in sich geborgen hat.

An der südlichen Landescheide fahren wir entlang. Wir kreuzen, beinahe schleichend, durch ein Städtchen, von dem das Gerücht geht, der Polizeipräsident bestrafe gnadenlos jeden zu schnell fahrenden Autoführer, und dieser Dienstleister decke die Ausgaben der Stadt. Tatsächlich, in jedem Eckchen steht ein Schutzmann und sieht uns nach. Aber das tut er vielleicht nur, weil er sonst nichts Wichtigeres zu schaffen hat. Oh, dieses Städtchen ist landauf und -ab verschrien, daß daher die dummen Kerle stammen. Man erzählt sich, in der österreichischen Zeit habe so ein Polizeihauptmann gar heldenhafte Stückchen geliefert. Im Wald trieben es dazumal die Räuber arg und raubten die Bauern bis aufs Hemd aus, und er – der Polizeihauptmann – trug doch die Verantwortung dafür. Es war städtischer Wald. Und als nun das Bataillon Infanterie von Fogarasch nach Kron-



Siebenbürger Sachsen bei Schäßburg

stadt verlegt wurde, mein Gott, welch gräßliche Geschichte, wenn den Soldaten in „seinem Wald“ ein Unheil zustieß! Das Bataillon führte Geldkassen mit sich, einige hundert Gulden schwer. Das brachte den Polizeihauptmann zum Schwitzen, weil er aber ein Fogarascher war, hatte er gleich sein Köpfchen zur Stelle und befahl zwei Stadtrabanten, die Soldaten zu begleiten. Da half kein Lachen und Protestieren des Bataillonschefs: Vorn ein Polizist, hinten einer, so marschierten achthundert Infanteristen wohlbehütet durch den Räuberwald.

Wir fuhren weiter, wieder durch rumänische Dörfer. Vor jedem steht ein Kreuz, daran Jesus und die Schächer hängen, aus Blech geschnitten, wie farbige Schattenrisse. An die Kreuzbalken sind alle Marterwerkzeuge genagelt: Rute und Speiß, die Leiter, auf der man den Herrn abhob, die vier Nägel und sogar der Hahn, der ihn verriet. Vom Gebirge her, durch Vormittagsdunst verschleiert, stießen viele Bäche unter den Straßenbrücken durch, die

fast alle baufällig sind und mit den losen Wegbalken unter den Rädern poltern.

Mitten in einer Gemeinde halten wir und steigen auf ein Bauerngefahr um, das zwei Gebirgspferde durch Bäche und über Wege ziehen, auf denen Steine liegen, oft groß wie Kinderköpfe, dem Berganstieg zu. Zwei Dörfer, die wir noch streifen, scheinen ärmer, hier fern der Bahnlinie; vor den Häusern sitzen Bäuerinnen und spinnen vom Rocken, den sie in der Hand halten, den Wollfaden. Jedes Mütterchen läuft mit dem Spinnzeug herum; in den Bächen nahe des Dorfes liegt Flachs mit Steinen beschwert zum Wässern, auf den Wiesen fern bleichen lange Streifen Leinwand. Aber auch Kinder spielen dort und bespritzen sich mit Wasser, nackte, braun und laut. Das Gebirge hebt sich uns ernster entgegen. Der Wind kommt in kühlerer Woge. Die Pferdchen keuchen. Der Führer läuft längst neben ihnen in seinen Bundschuhen. Unversehens sind wir im Wald. Bald steigen auch wir ab, entlohnen ihn, schultern die Ruck-

säcke und beginnen den Marsch.

Kein schwerer Weg, der sich uns bietet! Der deutsche Karpatenverein hat ihn hier prächtig angelegt. Aber der Urwald ist doch um uns. Es gibt keine Aufforstung. Wenn überhaupt Holz geschlagen wurde, so wuchs die Stelle aus den ungeheuren Beständen wie eine kleine Wunde zu. Die schweren, vom Wetter gefällten Stämme liegen auf dem Boden. Das Dickicht an den steilen Hängen ist oft wie eine einzige Pflanze ineinander verschlungen. Vorerst Brombeersträucher, Himbeeren und allerlei anderes Gestrüpp, später, wie wir über den ersten Grat treten, wo sich das Tal in ganzer Wucht bis zur Höhe enthüllt, herrscht schon der reine Laubwald. Herrscht aber wild und kämpferisch über den toten Stämmen empor, die unten im grünen Dämmer modern, und gewährt nur einzelnen Tannen Heimstatt; noch höher schließt sich der Nadelwald an. Der Weg führt an einer Talseite fünf Stunden lang bis zur Hütte. Das Gebirge besteht aus Schiefer, in allen



Siebenbürger Kinder

Wellen des Hanges sickert Wasser herunter; strömt vom Grat ein Gebirgsflüßchen, noch ganz in den Anfängen, doch stark genug, um nach Gewittern anzuschwellen. Bäume und Blätter wegzuführen. An diesen Wasserrissen entlang sehen wir bis auf den Kamm hinauf, bis ins Tal hinunter, als sei eine Pflugfurche gezogen worden, in der Stämme liegen, oft wie zu Riesensträuchern ineinander geschleudert. Aus vielen solchen Tälern, alle schön und groß, die parallel liegen, hebt sich oben schließlich der Hauptkamm ab. An manchen Wegbiegungen sahen wir ihn, grauen zerrissenen Fels, der sich in noch ferne Spitzen empordrängt.

Wasserfälle überschreiten wir. Der Tann wird niedriger. Wir wechseln auf die andere Talseite hinüber und finden zur Hütte. Hier, wo nun die Steinmassen beginnen, wo der Esel am Gatter beißt, einige Kühe und Ziegen grasen, der Wirt und seine Angehörigen Deutsche sind, ist's, als stände man irgendwo in den Alpen. Die Landschaft bietet keinen Unterschied. Der Nebel in einigen Wolkenhaufen flutet in den

Kaminen und Abstürzen vorüber, vor dem Geröllfeld liegt grüner Filz, Latschen und Wacholder. Kein Unterschied als höchstens ein Fernblick auf die Ebene hinaus, aus der so unvermittelt dieses Massiv steigt. Auch was die folgenden Tage an Anstrengung und Lust auf den Gipfeln bringen, all dies ist auch dort möglich, hält gewiß auch den Vergleich mit manchen der schönsten Tiroler Gegenden aus. Und doch, welche unendliche Abwandlung, welches für die großen Touristenherden noch unentdeckte Gebiet.

An einigen Lehnen finden wir Patronen, vergraste Unterstände, die hier, wo früher die ungarische Grenze führte, aus den Oktoberkämpfen 1916 blieben. Unendlich friedlich ist das Gebirge seither. In den Geröllfeldern bewegen sich tausend weiße Pünktchen, Schafherden, Sie steigen herauf, Tag für Tag, solange der Sommer währt, aus den Hürden, die knapp an der Waldgrenze liegen. Über die gefährlichen Grasbänder laufen sie weg. Das Blöken fällt in die Stille wie bebende fremdartige Glöckchen, zu denen manchmal das wilde An-

schlagen der Hunde ertönt. Sieht uns aber einer der Hirten, so fällt er den langen Stock und läuft uns entgegen, die Geröllfelder herunter, in wenig Atemzügen bewältigt er hundert Schritte Steigung, ihm stürzen die Steine nach, oft fürchtet man seinen Sturz über blanke Platten. Er springt darüber, stützt sich und rennt wieder. Dabei schreit er in lang verhallenden Lauten zu einem Grat hinauf, wo ein anderer Hirt plötzlich auftaucht und denselben Lauf wagt. Dann stehen sie vor uns, nicht anders gekleidet als die rumänischen Bauern, in Bundschuhen und über dem Hemd oder Rock einen Schafpelz. Sie sind nicht rein, das Hemd tiefgrau von Regen und Schmutz, die Haut bronzefarben. Sie grüßen und bitten immer um eine Zigarette. Dankbar für das Geschenk, schlagen sie sich das Feuer in ein Stückchen Zunder, den sie mit Feuerstein und Eisenring aus dem Gürtel ziehen. Sie erzählen gern, wonach man Begehr trägt, Geschichten vom guten Räuber, dem sie ein Schaf schenkten, von den Bären, die ihnen in jeder Weidezeit einige Tiere zerreißen. Für eine zweite Zigarette sind

sie bereit, dreihundert Meter tief die schwerste Wand hinunter zu steigen, um uns Wasser zu bringen. Flöten haben sie bei sich und dudeln darauf einige Lieder, deren Töne über die Felsen wie ein schwingendes Gewebe verhallen.

Bären, Wölfe in den Wäldern, Gamsen sind noch zahlreich im Gebiet, große Vögel, Adler und Geier, kreisen darüber. Gefährlich sind die Bären und Wölfe nicht; man sieht sie nur als Jäger, und deren Latein blüht auch hierlands. Gefahr ist nur, wenn das Wetter umschlägt, dann droht das Gebirge mit Steinerschlag und Nebel.

Hier, wo alles noch im Urzustand liegt, die wenigen Hütten und Wege gleichsam nur Vorposten einer dereinst sicherlich reichen Touristenflut sind, bietet jeder Schritt neue Schönheiten. Das Gebirge zieht sich Hunderte von Kilometern nach Westen hin, in etwas geringerer Höhe bis in das Siebenbürgener Erzgebirge, bis nach Serbien hinein, nordwärts verstreicht es über die Kronstädter Alpen, über die Székler Berge, wo unerschlossene reiche Mineralwasser strömen, bis in die Tschechoslowakei. Überall steht Holz, Wälder groß wie halbe Provinzen, voll Urwild – oh, es ist ein Glück, darin einsam zu wandern, nah nur der Natur, wie sie sich selbst erschuf und verwaltet.

Einige Tage später stiegen wir zu Tal, sonnenverbrannt, nachdem wir in mehreren Hütten genächtigt hatten, und badeten am Waldrand in einem Wildbach. Dann setzten wir uns in ein Bauernwägelchen und fuhren weiter bergab, eine tolle Straße, die oft so nah am Abfall hinführte, daß die Räder zwei Daumen breit vom Rand rollten. Der Bauer saß stumm, die Sonne glühte. Als wir in die Hocheben hinausfuhren und der Kukuruz wieder im Wind raschelte, standen die Gebirge ehern und verschlossen und ungeheuer hinter uns.

Siebenbürgische Bergfahrt

Von Heinrich Zillich

Wir fahren aus Kronstadt, der Bergfeste, die sich in einem Tale zusammendrängt mit alten Mauern bis an die Hänge, auf denen noch Türme stehen aus der Zeit, wo hier deutsches Recht galt. Langgestreckt und willkürlich gebaut liegen daran die Vorstädte. Das Korn steht weithin, gelb und trocken. An manchen Stellen häufen sich schon die Garben. In grüner Frische liegt der Klee; in dunklem Blaugrün die Kartoffelfelder, und mit hohen Stauden raschelt der Kukuruz. Es ist früh am Tage. Auf den Bergen zur Linken sind alle Täler und hoch oben die Felsengrater sichtbar. Rechts, auf einer Weide, ziehen schwarze Wogen, Büffel, hinter denen zwei Hüterbuben gehen.

Dörfer nahen. Das erste ist rasch durchflogen, das zweite liegt am Hange eines großen Berges, der sich immer mehr in den Blick schiebt, immer größer wird, bis er plötzlich bei der Einfahrt in die Gemeinde verschwindet und wieder entfernt zu sein scheint. Es ist ein deutsches Dorf; breite Straßen trennen die Häuserreihen. Einige Bauern stehen davor, untätig in der Sonntagsruhe. Die dunklen Kleider sind ordentlich, ernst und steif. Frauen sieht man wenige; sie tragen Bauerntracht. Die Häuser gleichen sich, zur Gasse führen zwei Fenster, darüber erhebt sich der Giebel, der manchmal abgewalmt ist: das siebenbürgische Bauernhaus, aus dem fränkischen entstanden, das in vielen Abwandlungen im ganzen Lande vorherrscht. Die reichen Bauern allein stellen die Längsseite des Hauses zur Straße. Der Torbogen hebt sich hoch daneben empor, so hoch, daß der volle Kornwagen durchfahren kann.

Wir fahren laut hupend über den Marktplatz des Dorfes an der alten Kirchenburg vorüber. Büffel sperren plötzlich die Straße. Wir schieben uns von hinten in die ziehende Herde hinein, die träge Platz macht. Mitunter steht ein Tier quer vor dem Wagen, dreht uns langsam, unbeteiligt den schwarzen häßlichen Kopf mit den schwarzen Augen zu. Als wir endlich im Freien sind, jagt das Auto in leichter Steigung am Hange des Berges entlang. Links rauscht ein Eichenwald, rechts weiter sich immer mehr die freie Hochebene, das Burgenland, aus, dörferspektiert, sautüberströmt, an manchen Stellen durchzogen von grünen Schlangen, den Weidenbäumen der Flußufer. Und all dies ausbreitete Gedeihen ist in einem gewaltigen Kreis umfaßt, umblaut, behütet von Bergen, den Südkarpathen mit ihren Ausläufern, Wäldern und Felsen, und dazwischen die Saat. Dreißig Kilometer östlich oder südlich beginnt die Walachei, ein anderer Wind, eine andere Sonne und andere Menschen. Die Kultur- und



Blick von der hohen Zinne auf Kronstadt

Foto Seeland

Landschaftsgrenze war bis vor wenig Jahren auch die staatliche Trennungslinie und der letzte Wall Westeuropas vor dem Osten. Die Posten des Walles waren Deutsche.

Wir aber steigen in den Wald hinein, sinken wieder daraus und gleiten über leichte Höhenzüge dem Westen zu, parallel der alten Grenze, die allmählich auf einen gewaltigen Gebirgskamm links von uns emporklettern. Sie läuft über die höchsten Zacken, die uns stundenlang grüßen. Wir fahren nun wieder durch eine Ebene, schmaler als die verlassene, ärmer an Frucht, aber durch die mächtige Höhenwand ungeheuer nach Süden abgeschloffen. Die Dörfer sind andere geworden, kleiner, niedriger, ungepflegter, gleichsam in den Landschaftsversinkend, in Bäumen und Gärten. Hier in der Fogarascher Gegend wohnen Rumänen. Ihre Landestracht: weiße Hosen, die in der Sonne glänzen, das Hemd fällt darüber, und ist mit einem breiten Ledergürtel an die Hüften geschnallt. Auf dem Kopf tragen sie einen runden kleinen Hut, die Burschen mit Blumen daran, und mit Goldflitter in gravitativer Würde der Bräutigam. Sie stehen herum, die Burschen, und schwagen vor der Kirche, bis der Gottesdienst beginnt. Die hellen Hosen, die gleiche Tracht — all dies ist frisch und fröhlich.

Im nächsten Dorf sind sie schon in die Kirche getreten, aber von allen Seiten schreiten die Frauen heran, in weißen Röcken, auf die vorne und hinten eine buntgestickte Schürze fällt. Die Hemden über dem Oberleib sind bestickt mit uralten, tausendfach verschiedenen Mustern. Auch dieses Bild ist sonnenfroh. Weiß man dazu noch, daß die langen geschälten Tannenstangen, die in manchen Orten vor den Bauernhäusern stehen und hoch oben in der blauen Luft ein Kränzlein tragen, nichts anders bedeuten als einen Heiratsantrag, den der Bauer für seine Tochter an alle guten Burschen richtet, wird einem das Land seltsam und bunt. Dann denkt man daran, daß einige Meilen nach Norden, wo wieder Sachsen siedeln, Burgen stehen, befestigte Kirchen, daß dort, steif und der eigenen Vergangenheit bewußt, ein anderer Pulsschlag geht. Noch einige Meilen weiter wohnen Ungarn in wieder anderer Tracht, in eigentümlichem Rhythmus — und doch ist dies alles ein Land. Alle Täler, die sich um das von Autostrade zu Autostrade verschiedene Volkstum schließen, werden umgrenzt von den Randbergen als ein Gebiet:

Siebenbürgen, worin sich wie in einem Teppich tausend Farben ausleben und doch den Teppich knüpfen: Grenzland Westeuropas, das einen eigenwertigen Ausgleich schuf zwischen dem, was es von allen Windrichtungen in sich geborgen hat.

An der südlichen Landschaftscheiden fahren wir entlang. Wir kreuzen beinahe schleichend durch ein Städtchen, von dem das Gerücht geht, der Polizeipräsident bestrafe gnadenlos jeden zu schnell fahrenden Autoführer, und dieser Dienst-eifer decke die Ausgaben der Stadt. Tatsächlich, in jedem Eckchen steht ein Schutzmann und sieht uns nach. Aber das tut er vielleicht nur, weil er sonst nichts Wichtiges zu schaffen hat. Oh, dieses Städtchen ist landauf und -ab ver-schrien, daß daher die dummen Kerle stammen. Man erzählt sich, in der österreichischen Zeit habe so ein Polizeihauptmann gar heldenhafte Stückchen geliefert. Im Walde trieben es dazu-mal die Räuber arg und raubten die Bauern bis aufs Hemd aus, und er — der Polizeihaupt-mann — trug doch die Verantwortung dafür. Es war städtischer Wald. Und als nun das Ba-taillon Infanterie von Fogarasch nach Kron-stadt verlegt wurde, mein Gott, welche gräß-liche Geschichte, wenn den Soldaten in „seinem Wald“ ein Unheil zustieß! Das Bataillon führte Geldkassen mit sich, einige hundert Gulden schwer. Das brachte den Polizeihauptmann zum Schwitzen, weil er aber ein Fogarascher war, hatte er gleich sein Köpfchen zur Stelle und befahl zwei Stadtrabanten, die Soldaten zu begleiten. Da half kein Lachen und Protes-tieren des Bataillonschefs: Vorne ein Polizist, hinten einer, so marschierten achthundert In-fanteristen wohlbehütet durch den Räuberwald.

Wir fahren weiter, wieder durch rumänische Dörfer. Vor jedem steht ein Kreuz, daran Jesus und die Schächer hängen, aus Blech geschnitten, wie farbige Schattenrisse. An die Kreuzbalken sind alle Marterwerkzeuge genagelt: Rute und Spieß, die Leiter, auf der man den Herren abbob, die vier Nägel, und sogar der Hahn, der ihn verriet. Vom Gebirge her, durch Vor-mittagsdunst verschleiert, fließen viele Bäche unter den Straßenbrücken durch, die fast alle baufällig sind und mit den losen Wegbalken unter den Rädern poltern.

Mitten in einer Gemeinde halten wir und steigen auf ein Bauerngefaß um, das zwei Gebirgspferde durch Bäche und über Wege ziehen, auf denen Steine liegen oft groß wie

Kinderköpfe, dem Berganstieg zu. Zwei Dörfer, die wir noch streifen, scheinen ärmer, hier fern der Bahnlinie; vor den Häusern sitzen Bäuerinnen und spinnen vom Rocken, den sie in der Hand halten, den Wollfaden. Jedes Mütterchen läuft mit dem Spinnzeug herum; in den Wägen nahe dem Dorfe liegt Flach mit Steinen beschwert zum Wässern, auf den Wiesenrändern bleichen lange Streifen Leinwand. Aber auch Kinder spielen dort und besprühen sich mit Wasser, nackte, braun und laut. Das Gebirge hebt sich uns ernster entgegen. Der Wind kommt in kühlerer Woge. Die Pferdchen feuchen. Der Führer läuft längst neben ihnen in seinen Bundschuhen. Unversehens sind wir im Wald. Bald steigen auch wir ab, entlohnen ihn, schultern die Rucksäcke und beginnen den Marsch.

Kein schwerer Weg, der sich uns bietet! Der deutsche Karpathenverein hat ihn hier prächtig angelegt. Aber der Urwald ist doch um uns. Es gibt keine Aufforstung. Wenn überhaupt Holz geschlagen wurde, so wuchs die Stelle aus den ungeheuren Beständen wie eine kleine Wunde zu. Die schweren, vom Wetter gefällten Stämme liegen auf dem Boden. Das Dickicht an den steilen Hängen ist oft wie eine einzige Pflanze ineinander verschlungen. Vorerst Brombeersträucher, Himbeeren und allerlei anderes Gestrüpp, später, wie wir über den ersten Grat treten, wo sich das Tal in ganzer Wucht bis zur Höhe enthüllt, herrscht schon der reine Laubwald. Herrscht aber wild und kämpferisch über den toten Stämmen empor, die unten im grünen Dämmer modern, und gewährt nur einzelnen Tannen Heimstatt; noch höher schließt sich der Nadelwald an. Der Weg führt an einer Talseite fünf Stunden lang bis zur Hütte. Das Gebirge besteht aus Schiefer, in allen Wellen des Hanges sickert Wasser herunter; strömt vom Grate ein Gebirgsflüßchen, noch ganz in den Anfängen, doch stark genug, um nach Gewittern anzufressen, Bäume und Blätter wegzuführen. An diesen Wasserfällen entlang sehen wir bis auf den Kamm hinauf, bis ins Tal hinunter, als sei eine Pflugfurche gezogen worden, in der Stämme liegen, oft wie zu Riesensträuchern ineinander geschleudert. Aus vielen solchen Tälern, alle schön und groß, die parallel liegen, hebt sich oben schließlich der Hauptkamm ab. An manchen Wegbiegungen sahen wir ihn, grauen zerrissenen Fels, der sich in noch ferne Spigen empordrängt.

Wasserfälle überschreiten wir. Der Lärm wird niedriger. Wir wechseln auf die andere Talseite hinüber und finden zur Hütte. Hier, wo nun die Steinmassen beginnen, wo der Esel am Gatter beißt, einige Kühe und Ziegen grasen, der Wirt und seine Angehörigen Deutsche sind, ist's als stände man irgendwo in den Alpen. Die Landschaft bietet keinen Unterschied. Der Nebel in einigen Wolkenhaufen flutet in den Kaminen und Abstrichen vorüber, vor dem Geröllfeld liegt grüner Fils, Latschen und Wacholder. Kein Unterschied als höchstens ein Fernblick auf die Ebene hinaus, aus der so unvermittelt dieses Massiv steigt. Auch was die folgende Lage an Anstrengung und Lust auf den Gipfeln bringen, all dies ist auch dort möglich, hält gewiß auch den Vergleich mit manchen der schönsten Tiroler Gegenden aus. Und doch, welche unendliche Abwandlung, welches für die großen Touristenherden noch unentdeckte Gebiet.

An einigen Lehnen finden wir Patronen, vergastete Unterstände, die hier, wo früher die ungarische Grenze führte, aus den Oktoberkämpfen 1916 blieben. Unendlich friedlich ist das Gebirge seither. In den Geröllfeldern bewegen sich tausend weiße Pünktchen, Schafherden. Sie steigen herauf, Tag für Tag, so lange der Sommer währt, aus den Hürden, die knapp an der Waldgrenze liegen. Über die gefährlichen Grasbänder laufen sie weg. Das Blöken fällt in die Stille wie bebende fremdartige Glöckchen, zu denen manchmal das

wilde Anschlagen der Hunde ertönt. Sieht uns aber einer der Hirten, so faßt er den langen Stock und läuft uns entgegen, die Geröllfelder herunter, in wenig Atemzügen bewältigt er hundert Schritte Steigung, ihm stürzen die Steine nach, oft fürchtet man seinen Sturz über blanke Platten. Er springt darüber, stützt sich und rennt wieder. Dabei schreit er in lang verhallenden Lauten zu einem Grate hinauf, wo ein anderer Hirt plötzlich auftaucht und denselben Lauf wagt. Dann stehen sie vor uns, nicht anders gekleidet als die rumänischen Bauern, in Bundschuhen und über dem Hemd oder Rock einen Schafpelz. Sie sind nicht rein, das Hemd tiefgrau von Regen und Schmutz, die Haut bronzig. Sie grüßen und bitten immer um eine Zigarette. Dankbar für das Geschenk, schlagen sie sich das Feuer in ein Stückchen Zunder, den sie mit Feuerstein und Eisenring aus dem Gürtel ziehen. Sie erzählen gerne, wonach man Begehr trägt, Geschichten vom guten Räuber, dem sie ein Schaf schenken, von den Bären, die ihnen in jeder Weidzeit einige Tiere zerreißen. Für eine zweite Zigarette sind sie bereit, dreihundert Meter tief die schwerste Wand hinunter zu steigen, um uns Wasser zu bringen. Flöten haben sie bei sich und dudeln darauf einige Lieder, deren Töne über die Felsen wie ein schwingendes Gewebe verhallen.

Bären, Wölfe in den Wäldern, Gamsen sind noch zahlreich im Gebiet, große Vögel, Adler und Geier, freien darüber. Gefährlich sind die Bären und Wölfe nicht; man sieht sie nur als Jäger, und deren Latein blüht auch hierlands. Gefahr ist nur, wenn das Wetter umschlägt, dann droht das Gebirge mit Steinschlag und Nebel.

Hier, wo alles noch im Urzustande liegt, die wenigen Hütten und Wege gleichsam nur Vorpösten einer dereinst sicherlich reichen Touristenflut sind, bietet jeder Schritt neue Schönheiten. Das Gebirge zieht sich Hunderte von Kilometern nach Westen hin, in etwas geringerer Höhe bis in des Siebenbürgener Erzgebirge, bis nach Serbien hinein, nordwärts verstreicht es über die Kronstädter Alpen, über die Székler Berge, wo unerschlossene reiche Mineralwasser strömen, bis in die Tschechoslowakei. Überall steht Holz, Wälder groß wie halbe Provinzen, voll Urwald — oh, es ist ein Glück darin einsam zu wandern, nah nur der Natur, wie sie sich selbst erschuf und verwaltet.

Einige Tage später stiegen wir zu Tal, sonnenverbrannt, nachdem wir in mehreren Hütten genächtigt hatten, und badeten am Waldbrand in einem Wildbach. Dann setzten wir uns in ein Bauernwägelchen und fuhren weiter bergab, eine tolle Straße, die oft so nah am Abfall hinführte, daß die Räder zwei Daumen breit vom Rande rollten. Der Bauer saß stumm, die Sonne glühte. Als wir in die Hochebene hinausfuhren und der Kufuruf wieder im Winde raschelte, standen die Gebirge ebern und verschlossen und ungeheuer hinter uns.

Ausstellung bei Konnerth

Der Siebenbürger Maler Hermann Konnerth hat in einer Atelierschau neuer Arbeiten auch eine Reihe von Siebenbürger Bildern ausgestellt, die aus der starken Verbundenheit mit diesem deutschen Landstrich und seinem Volkstum stammen. Mag Konnerth die Landschaft selbst darstellen, sich einem einzelnen Naturmotiv zuwenden, das Volksleben bei der Erntearbeit oder beim Sonntagstanz in der Mitte des Dorfes belauschen: immer gestaltet er aus lebendiger seelischer Beziehung zu einer Heimat und der einfachen Art des Volkes, das dort in unentwegter Treue durch Jahrhunderte deutsche Sitte hochhält. Konnerth, der von impressionistischer Farbenfreude beherrscht ist, findet gerade hier auch rein künstlerisch packende Stoffe. Die Ausgewogenheit im Farbigen ist durch die innige Beziehung aller Töne zu einander bedingt, ist aber auch durch den Flächenrhythmus bestimmt, der jedem Bild, oft auch mit starken Konturen, das Gepräge festen und guten Baues gibt. N. L.

Kurz besprochen

Ein Schiff! Ein Schwert! Ein Segel!

Kriegs- und Bord-Tagebuch von Gorch Fock. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Ein ergreifendes Buch, das in seiner klaren Männlichkeit und Tat- und Opferbereitschaft die Seelen kräftigen muß. Die Veröffentlichungen beruhen auf Gorch Focks Kriegs- und Bordtagebuch, das am entseelten Körper des Dichters gefunden wurde, der nach Untergang des Kreuzers Wiesbaden an Schwedens Küste angetrieben und auf der Felseninsel Stensholmen zur Ruhe gebettet wurde. Ein Denkmal für die Kriegsgeneration, ein Mahnbuch für die Kommenden! H. St.

Deutsche in Fesseln

Kriegstagebuch einer deutschen Frau in USA. Von Trude Wehe. Verlag Quelle & Meyer in Leipzig.

Eine deutsche Frau schildert in schlichter, fesselnder Darstellung tagebuchartig ihre Erlebnisse während des Krieges in den Vereinigten Staaten von Amerika. Das Buch gehört zu den eindrucksvollsten Kriegsdokumenten des Auslandsdeutschtums und verdient gerade in volksdeutschen Kreisen eine weitgehende Verbreitung.

Gedanken über Goethes Weltliteratur

Von Thomas Fröhlich, Helingsche Verlagsanstalt, Leipzig.

Das Buch ist für uns in der umfangreichen Goethe-Literatur besonders beachtenswert, weil sich in ihm ein Auslandsdeutscher, der Vertreter eines mit dem gesamtdeutschen Geistesleben in enger und geschichtlich bewährter Verbindung stehenden Stammes, zum Worte meldet, um „das deutsche Bewußtsein zu vertiefen und dadurch die dauernden Grundlagen eines überstaatlichen Weltreiches des deutschen Geistes zu schaffen“. Wie die weite Welt immer nur ein „erweitertes Vaterland“ ist, ebenso ist die Weltliteratur eine durch Vereinigung der Volksliteraturen erweiterte Nationalliteratur. Gerade vom Auslandsdeutschen Erlebnis her wird in diesem Buche der weite und doch aus den tiefsten Kräften des deutschen Volkstums schöpfende Geist des großen Dichters begriffen und zur gesamtdeutschen Verpflichtung erhoben. B.

Afrikanisches Pflanzlerleben

Von Erika Busse-Lange. Verlag von Julius Beltz, Langensalza.

Das Büchlein bringt die sehr anschaulich geschriebenen Briefe einer jungen Farmersgattin aus Deutschostafrika. Wir erleben bis in die unmittelbare Gegenwart hinein das Entstehen und die Weiterentwicklung einer deutschen Kaffeepflanzung. Die Darstellung ist frisch, natürlich und fesselnd.

Elsaß-Lothringen Buch

Wissenschaft, Kunst und Literatur in Elsaß-Lothringen 1871—1918. Im Selbstverlag des Elsaß-Lothringen-Instituts Frankfurt a. M. 1934.

Die kulturelle Bedeutung der „Reichsland“-Zeit tritt in diesem umfangreichen, mit vielen Bildern geschmückten Sammelwerk in Erscheinung. Der in französischer Zeit unterbrochen gewesene freie Blutumlauf mit dem Binnendeutschtum hatte mit frischen Kräften eingeseht und bereits in kurzer Zeit zu beachtlicher Entfaltung des zu neuem Selbstbewußtsein erwachten Elsaß-Lothringertums geführt. Zwanzig sachkundige Mitarbeiter schildern u. a. das literarische Leben, die Rolle der (1872 gegründeten, im November 1918 französischerseits zerstörten) Straßburger Kaiser-Wilhelm-Universität, die Tätigkeit der wissenschaftlichen Vereine, das Theater- und Musikwesen, Werden und Wachstum der elsässischen Mundartbühne, die größeren Leistungen auf dem Gebiete der Bautätigkeit. Beachtlich ist, wie bald eingewanderte „Altdeutsche“ anderer Stämme Seite an Seite mit Einheimischen gemeinsam schöpferisch tätig waren, bevor noch die Ausöhnung mit dem politischen Herrschaftswechsel von 1871 Wirklichkeit geworden war. Ein wichtiger Beitrag zur allgemeinen deutschen Kriegsgeschichte.